

# Das Gymnasium und sein Accusativ

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse**

Band (Jahr): **1 (1928-1929)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-852137>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Weil aber die meisten Menschen nicht im höchsten Sinne arbeitstüchtig werden, ja, weil ein Grossteil laut auf den Fluch der Arbeit schimpft und auf graden und krummen Wegen eine „Lieblingsbeschäftigung“ mit allem Fleiss pflegt, aus diesen Gründen ist es für das Kind besonders schwer, arbeitsfreudig zu werden. Was für das kleinere Kind einen Mangel an unmittelbarer Anschauung bedeutet, das wird für den Jüngling und das Mädchen ein furchtbar wirkendes Beispiel zur Nachahmung. —

Ich konnte die verschiedenen Momente der Verursachung der Faulheit im Kindesalter und auch den Weg zum Versuch ihrer Behandlung nur andeuten. Jeder individuelle Fall liegt in besonderer Weise vor und bedarf der besonderen Wege. Aber ich wäre voll zufrieden, wenn es mir gelungen ist, diesem weit verbreiteten „Kinderfehler“, dieser „heute so verbreiteten“ Untugend gegenüber eine nachdenklichere Gesinnung und eine Besinnung auf sich selbst beim Erzieher zu schaffen. Mit Ohrfeigen, Schimpfen und Strafaufgaben treiben wir ein Kind nicht zur Arbeitsfreude an, aber wir treiben es

auch noch von uns weg, nachdem es zuvor schon durch andere aus dem Vertrauens- und Liebesverhältnis hinausgehetzt und in eine Abwehr- oder Auflehnungseinstellung hineingetrieben wurde. Einer meiner schwierigsten Schützlinge, ein zehnjähriger viel herumgeschlagener Junge hat mir, wegen Frechheit und Faulheit zur „strengen“ Erziehung zugeführt, in der ersten Besprechung gesagt: „I folge nid em ganze Kanton Züri!“ Ich habe ihm zugestanden, dass das für ihn auch sicher noch zu schwer sei. Er hat dann in geduldiger Führung zuerst mir und nach und nach wenigen Andern folgen gelernt. Heute ist er schon jahrelang in der Welt und arbeitet schlecht und recht. „I folge hüt no mengmol ugern“, hat er mir vor einiger Zeit gestanden, „aber i folge zletscht amig doch!“ Dabei war in seinem Blick ein Aufleuchten einer treuherzigen Ergebenheit, die dem Erzieher den schönsten Dank heimgibt für seine lange Mühe, dem Kinde Mittler und Brücke gewesen zu sein und immer noch, immer wieder zu sein zwischen dem Ich des Kindes und dem Du, der menschlichen Gesellschaft.

## Das Gymnasium und sein Accusativ.

Von Heinrich Federer.

**Vorbemerkung des Herausgebers:** Dem Entgegenkommen Herrn Kindlimann-Blumers, Schwanden, des Verwalters des literarischen Nachlasses von Heinrich Federer verdanken wir die Möglichkeit, ein unveröffentlichtes Kapitel aus den dieser Tage erscheinenden Federer-Erinnerungen: „Aus jungen Tagen“ (Verlag G. Grote, Berlin) darbieten zu können. Wir freuen uns dieser Veröffentlichung umso mehr, da sie uns Gelegenheit gibt, des heimgegangenen Dichters zu gedenken, der noch in seinen letzten Lebenstagen, schaffens- und zukunftsfreudig wie immer, sein Interesse der neugegründeten „Erziehungsrundschau“ zuwandte und den Herausgeber zu seinem Unternehmen ermutigte.

\*

Ich weiss nicht, ob es heute noch solche Gymnasien gibt wie damals unser sogenanntes Kollegi in Sarnen, das nicht bloss eine rassige Schule, sondern durch sein Internat auch etwas wie Elternhaus und durch seine Satzung, Hauskapelle und priesterliche Professorenschaft gleichsam eine kleine intime Studentenfamille darstellte. Es war eine Welt für sich, ein vollkommener Planet und bedurfte keiner Monde oder Nebensonnen. Heute noch blüht es und in viel üppigerem Flor. Auch hat es viele Kollegen im In- und Ausland. Aber es ist nicht möglich, dass diese Institute, trotzdem sie kühn mit der Zeit vorwärtsschreiten, dem Schüler noch das gleiche ruhige und harmonische Glück der Ausbildung verschaffen können. Gerade weil sie mit dem Fieber und Dampf des Fortschritts gehen

müssen, weil sie nicht ein bisschen zurückbleiben und die Gesundheit des Wartens und Verweilens geniessen dürfen, gerade darum fehlt ihnen, genau wie der Zeit, in der sie ringen, etwas von der schönen Geduld und dem wohlthuenden Frieden der alten Tage. Auch darf eine Familie nicht zu zahlreich werden und nicht zu sehr aus der Einfachheit in den Glanz kommen. Jenes behagliche Wohlsein, von dem ich rede, lässt sich nur denken, wenn die Zusammengehörigkeit noch recht übersichtlich, familiär und schlicht bleibt. Aber das erlaubt die heutige Zeit nicht mehr.

Damals waren es nicht viel mehr als hundert Studenten und zehn Professoren. Jeder kannte jeden. Es gab nur Du. Und die Lehrer hatten für nichts anderes zu leben und zu sorgen als für uns. Weib und Kind und Nebenämter gab es bei diesen Benediktinern nicht! Wir Burschen waren ihre ganze ungeteilte Sorge, und so oft ein Kummer oder eine Unsicherheit an uns zehrte, durften wir auf ihre schmucklose Bude steigen und ihnen das Herz ausschütten. Sie hatten immer Zeit für uns und fast immer Hilfe.

Indem sie Jünger des heiligen Benedikt geworden, hatten sie sich ganz der Kultur der Seele versprochen, und da es keine Wildnisse mehr wie im alten Alemannien auszureuten und keine Drachen zu töten gab, so wirkten sie nun um so eifriger als Missionäre in den Wildnissen des Menschenherzens. Und sicher, jedes junge Herz besitzt sein Urwald Dunkel und sein gefährliches Wild darin.

Num glaube niemand, dass da kasteit und fromm geseufzt und pedantisch katechetisiert wurde. Wir Voralpenleute mit unserem groben Schritt und demokratischen Puls, unserer Ungebundenheit und kolossalen Freude an Spass und Lachen



Heinrich Federer (Jugendbildnis)

und Holdrio, wir wären gerade das rechte Wachs dazu gewesen! O nein, wir deklinierten und konjugierten wie anderswo, bewiesen geometrische Sätze und lösten die Kniffe der quadratischen Gleichungen, deklamierten, rauften, spielten Theater, tanzten und rauchten sogar in der Fastnacht, rebellierten und schimpften, grosshansten und schlugen über die Stränge. Wir waren viel lustiger als alle Gymnasiasten, die ich später aus städtischen Schulpalästen treten sah. Aber unser Gerades und Ungerades wirkte sich in einer Luft aus, in einer Zucht und Güte, in einem Geiste, die unwiderstehlich an uns bildeten, feilten, veredelten. Mit der Intelligenz wurde auch der Wille erzogen. Ob wir unregelmässige Verben lernten oder Logarithmen aufsuchten, oder griechische Hexameter zerlegten, es war immer Erziehung dabei. Und wenn man sich aus einem Fehler erhob, oder von einem Preise herunterstieg, man hatte immer den gesunden Nachgeschmack, wie von etwas, das Leib und Seele, Hirn und Herz wohlthue.

Wie lagen sie auch so still ausserhalb allem Dorfklatsch, zwischen Gärten und Wiesen, die drei Häuser: das alte Kollegi, das Studentenkonvikt und das kleine Professorengebäude über der Strasse. Vom Konvikt zog eine grosse Wiese als Spielplatz zum See hin, just zur Stelle, wo die Aa geräuschlos das Becken verlässt und ins Dorf hinunter und talab schleicht, eine verschämte, unsichere, geheimtuende Reisende, die immer wieder unschlüssig zu den Bergen zurückblickt, als wandere sie ohne Erlaubnis aus.

O wie schön ist dieser Platz, wie melodisch tönen die Kirchen-Kapellenglocken von Ufer zu Ufer, wie gut riecht das Wasser durchs Schilf herein, und wie tut einem dieses Schweigen des Wassers wohl. Es ist, als meine dieser See ganz allein auf der Welt zu sein. Und weil er es glaubt, so ist er es auch.

In solcher Landschaft wird nun studiert und gespielt, sechs glückliche Jahre lang. Wir erlebten Rom und Athen in den

Schulbüchern, London, Paris und die neuen Kontinente, wir lernten mit ihnen reden und philosophieren. Aber nie rührte mich der leiseste Wunsch, den Sarnersee mit dem Tiber oder Eurotas oder Nil zu vertauschen.

\*

Unsere Klasse war eine geschlossene Bande, friedlich, mitelmässig begabt, durch keinen Kühnen oder Herrischen oder Heiligen ausgezeichnet, so eine richtige Herde, die ohne Führung als zähe sich stossende und drängende Masse ihren Weg immer etwas langsamer als die anderen, aber doch schlecht und recht gefunden hat. Immerhin stellte sie eine äusserst interessante, farbenreiche Gesellschaft, eine höchst kurzweilige Vielköpfigkeit dar.

In der Primarschule war es ein ziemlich teilnahmloses, erzwungenes Schulbanksitzen gewesen. Die Bauernbuben dachten an ihr Vieh und Obst, die Dörfler an die verhinderten Spiele, Elvezio an seine Kaninchen und Meerschweinchen, ich an meine Geschichtenbücher, indes man an Dezimalen oder Geschäftsbriefe denken sollte. Hier aber war man stolz und gerne zusammengekommen, zusammengekommen, um lange zu bleiben, und die meisten glaubten schon oder wussten es sogar, was sie werden wollten und richteten unbewusst die Poesie und Prosa der Gymnasialbank danach ein. Anton Stockmann zeichnete schon lebendige Porträte, Eugen Wannier verkroch sich in Mathematik, ein dicker breiter Meier sah sich schon als Tierarzt im Lande herumkutschieren, mehrere strebten scharf nach Altar und Kanzel, ein bildschöner Junge aus Luzern ersann schon Gedichte voll Unruhe und Welterschmerz, während ein Hotelsohn gemächlich auf seinem Platze sass, als sähe er dem Jass seiner Stammgäste zu, und sich keinen Teufel um Professor und Schulbuch scherte. Ein zartes Bürschchen vom Seehang vernarrte sich in Blumen und Sentimentalitäten, während sein kleiner, zäher Kamerad aus Kerns mit erstaunlicher Strebsamkeit auf den Arzt zusteuerte. Dann gab es noch Stille und Behagliche, die vorläufig sich nicht zu sehr beluden, gerade das Unumgängliche absolvierten und das Weitere der Zeit und einem guten Stern überliessen. Sie schliefen oft halb in der Stunde, aber wenn man sie stufte oder neckte, lachten sie gutmütig und erzählten einen Witz. Sie assen mit schwerem Appetit, liessen nichts Heroisches an sich kommen, ihre Augen glänzten immer von Wohlwollen, aber nie von Opferfeuer. Weder Feinde noch Freunde zählten sie und schienen die gesündesten Knaben von uns allen.

Was waren wir für eine liebe, selbstzufriedene Welt untereinander! Aber wenn wir mit anderen Klassen in irgendeinem Fach zusammensitzen mussten, gar mit den wilderen Realschülern, dann duckten wir uns, rückten eng zusammen, waren befremdet, gar wenn es dort so leuchtende Talente gab wie den Schwander, so selbstbeherrschte wie einen Mattli-joseph oder so schwindelfreie Waghalse und Regenten wie den Egid Salez. Wir bewunderten sie wie die schwerfällige Schildkröte etwa einen Jaguar oder Büffel bewundert; aber, da es uns irgendwie gefährlich schien, bargen wir gleich ihr den Kopf sorglich unter den Schild unserer Klasse.

Die ganz buntscheckige Schweiz lebt unter uns auf. Denn da war ein ritterlicher von Werra aus dem echtsten Wallis, der wollte Förster werden. Ein Bündner kaum aus dem hintersten Münstertal, hart von der Tirolergrenze. Von der Landesmarch, wo das Französische beginnt, stammten Wannier und Torrente. Behagliche Aargauer, schwatzselige Luzerner, kolderische Solothurner, unverbogene Urschweizer und vor allem auch flinke beredte St. Galler gab es da, und mit ihren Charakteren, Mundarten und Erzählungen setzten sie mir die seelenhafteste und wahrste Landkarte unseres Vaterlandes zusammen. Wenn die verschwiegene Landschaft hier am Sarnersee mit ihrer milden, handlungsarmen Balladenstim-

mung mich allzu sehr zur Träumerei verlockte, so riss mich dieses rege, bunte Vielerlei unserer Klasse immer wieder in die munterste Prosa zurück.

\*

Meine liebsten Fächer waren Latein, Geschichte und deutsche und fremde Literatur. Das Griechische entzückte mich mehr als alles andere, aber wir hatten keinen glücklichen Lehrer, und ich blieb zu meinem endlosen Bedauern ein Stümper. Um die Wunder der Geometrie und Algebra zu begreifen, war ich durch alle Studienzeit zu faul oder zu dumm. Gewiss, ich verrichtete mein Pensum, aber ohne Seele. Erst später bin ich von mir aus nochmals in diese Fächer getreten und in verworrenen, gottverlassenen Stunden, wo man weder beten, noch sonst sich helfen kann, hat mir ein verzwicktes Problem aus Heis oder Bardey immer wieder über den toten Punkt hinweggeholfen. Es ist nicht zu sagen, was eine angewandte, geistvolle Aufgabe mit etlichem Unbekanntem, etwa in verzwickter geometrischer Progression, zur Beruhigung und wohlthätigen Anregung der Seele vermag. Dass die Mathematik als trocken und kalt verschrien ist, liegt nicht an ihr, sondern an den vielen ordinären Mathematikern. Sie selbst hat eine warme, unversieglige Seele. Und als sie die Gerade erfand, war sie der Unendlichkeit und als sie den Kreis erdichtete, Gott so nahe gekommen, wie vielleicht die Poesie und die Musik in ihren besten Augenblicken nicht.

Für das Lateinische bekamen wir einen jungen, kraushaarigen Lehrer, Herrn Philipp, der für die untere Grammatik geradezu geboren schien und ihre scheinbare Langlebigkeit, ich weiss nicht mit welchen Künsten, kurzweilig zu machen verstand. Für die Syntax trat dann Herr Gallus ans Pult, und ich vergesse nie, wie gemütvoll er uns in die Märchen Ovids und in die knappen Kapitel Salusts führte. Während ich diese Erinnerung dankbar niedersetzte, doziert der eine noch immer am gleichen Pult mit dem gleichen nun schneeigen Krauskopf und der andere begeht seinen Feierabend in jener Abtei des Südtirols, wo sein Morgen aufging, wahrhaft zwei Greise, die einen langen Werktag durchgearbeitet und einen grossen Sonntag verdient haben.

Eines Tages musste ich zu Philippus ins Zimmer. Er wollte mir ein broschiertes Werk geben, das ich dem Buchbinder in Sachseln zum Einbinden bringen sollte. Dieser alte Kleistermann war noch einer von jenen braven, soliden, jetzt ausgestorbenen Menschen, die das lose Buch in so schwere Deckel schlugen, dass es wie gepanzert aussah und allen Kämpfen der Zukunft unversehrt trotzte.

Ehe ich an die Türe klopfen konnte, ward diese mir vor der Nase aufgerissen, und jener gleichmütige Hotelsohn unserer Klasse, der zwischen Dativ und Accusativ so wenig wie zwischen Montag und Dienstag unterscheiden konnte, stürzte mit brennender Backe und einem zerknitterten Notenheft heraus. Ich staunte, mit welcher Geschmeidigkeit er die gar nicht leichte Treppe hinuntersprang, jedesmal drei Stufen nehmend und dabei kaum die Kante mit der Sohle berührend, immer in Stürzen und doch nicht stürzend. Freilich, dieser kleine faule Bankhocker war ja auch der einzige in der Klasse, der den Riesenschwung am Reck vollführte und im See wie eine Ente untertauchte.

Herr Philipp schritt grimmig ein paarmal im kleinen Zimmer auf und ab. „So einer!“ zürnte er mit seiner auffallenden Knabenstimme. „Weiss jetzt noch nicht, was eine Terz ist. Seine Eltern werfen haufenweise das Geld für ihn aus, und er! Er sitzt da wie ein Stein und fällt mit der Faust hier und da auf eine Taste herunter, gleichviel welche... Was meinst, was hat er in den Taschen? Papier? Bleistift? Federhalter? Keinen Hochschein davon. Aber die Jasskarten, alle sechsunddreissig!... Ein sauberes Früchtchen, he! Nun, dem hab' ich die Terz ins Gesicht gezeichnet.“



Heinrich Federer

Und Philippus lächelte schon wieder. Er grollte nicht unnützlich. Wie wäre er sonst mit dem hübschen Kraushaar und den roten Bäcklein den Achtzigern zugesteuert. O nein, er setzte sich ans Klavier, blies auf die frostigen Finger, öffnete ein Heft und spielte sich den letzten Aegerger mit einem rauschenden Konzertstück, ich glaube des Carl Maria Weber, von der Leber.

Das glänzte und hüpfte, warf ganze Garben hoher Noten in die Sonne und liess sie wieder in schweren Akkorden zusammenfallen. Es war ein Fest und riss unweigerlich mit. Da gab es kein Pröbeln und Zweifeln wie ehemals beim Frühmesser, sondern die ganze Musik leuchtete wie Sieg. Ich stand dabei wie betrunken. Ein halber Gott, wer solche Wunder aus diesen weissen und schwarzen Tasten herausholen kann!

Philippus wandte sich um und fragte: „Hat es dir gefallen?“

Mir aber brachen die Tränen aus, harte, schwere Tränen, und ich versuchte umsonst, Ja zu sagen.

„Möchtest du denn auch spielen?“

„Oh!...“ Mir zuckten die Lippen vor innerer Bedrängnis.

„Willst du Stunden nehmen?“

„Meine Mutter“, stotterte ich mühsam, „meine... ich, ach, ich kann sie nicht zahlen.“

„Das macht nichts“, versprach der gute, junge Professor.

„Ich gebe dir Unterricht. Wart einmal... alle Donnerstag von elf bis zwölf. Willst du?“

Jetzt jauchzte ich eines der schnellsten Ja meines Lebens.

„Abgemacht“, sagte Pater Philipp und rieb sich die Hände warm. „Und hier sind die Druckbogen, sechzehn. Euer Buchbinder soll graue Deckel nehmen wie beim früheren Band und braunes Rückenleder. Nun pack dich! Also am Donnerstag!“

Wie selig war mein Heimweg.

Und Philippus hielt Wort. Aber ich?

Ich war schon vierzehnjährig und mein Ohr hundertmal geschickter als meine Finger. Auf dem Fenster klöppeln, wo ich hörte, was das Ohr wollte, war etwas anderes gewesen, als dieses mühsame, knechtische Tupfen der Tasten, wo ich etwas so Ungeschicktes, Langweiliges, meiner inneren Musik so Fremdes hörte. Ich machte schlechte Fortschritte. Herr Philipp erkannte diesen inneren Widerspruch bald. Aber er war viel zu feinfühlig, um es mich merken zu lassen. Mit einer himmlischen Geduld hielt er mich durch die Donnerstage eines ganzen Jahres aus, ja, steckte mir zum Abschied jedesmal noch einen Apfel oder einen Leckerbissen, den ihm seine Verwandten aus dem Freiamt zusandten, in die Rocktasche. Nach diesem einen Jahr löste sich dann unser musikalisches Verhältnis unter stillschweigender Zustimmung beider Teile von selbst auf.

Noch heute weiss ich nicht, ob ich diesen Ausgang bedauern soll. Ja, wenn ich es dazu gebracht hätte, vom Blatt zu spielen und Beethoven und Schumann wiederzugeben, dann bereute ich meine Trägheit schwer, denn dann hätte ich mich um Unwiederbringliches beraubt. Aber schwerlich wäre ich soweit fortgeschritten. Und dann fällt mir noch auf, dass diejenigen, die vom Blatt spielen, trotzdem nicht den Genuss erleben, den ich mir davon verspreche, und dass sie auch dann noch, um ein Stück gut zu spielen, es immer wieder peinlich einüben müssen. In Gottes Namen, es ist eine Schande, aber für solche Mühsal war ich nicht standhaft genug. Schon als Knabe wusste ich's und als Alter weiss ich's erst recht, dass ich in Kunst und Wissen nicht zum Tragen, sondern zum Pflücken der Früchte geartet bin, mehr Geniesser als Geber. Nicht immer, aber meistens lese ich lieber Fremdes als dass ich Eigenes schreibe. Lieber Lesen als Schreiben, und noch lieber Erleben als Lesen.

Ist das erniedrigend? Oft wollt' es mir so beifallen. Aber dann denke ich, was das für eine Welt wäre, wo alles Obst trüge und niemand ässe, oder wo alles musizierte und niemand zuhörte, wo alles Bühne und kein Zuschauer Raum mehr wäre. Und ist es nicht ziemlicher, ein dankbarer Geniesser des Reifen als ein Spender des Unreifen zu sein?

Wohl bekam ich damals um billiges Geld ein Klavier, das wie ich an chronischem Brustkatarrh litt und das wir ob seines Quiekens und Kreischens die Hühnerkiste nannten. Da

tasterte ich mich dann allein vorwärts, aber nicht zum fertigen Spiel, sondern um dem Gewächse eines Tonstücks vom Stamm ins Geäst andächtig nachzugehen. Wenn dann ein Genius kam und mit seinem Atem in den Baum blies, so dass das ganze herrliche Werk von den Wurzeln bis in die Krone seine Musik gab, dann genoss ich es so vielfältig, als es da Zweige und Blätter gab.

Einige Wochen nach der Begegnung mit dem Hotelsohn stand eines schönen Morgens sein Platz in der Klasse leer. Niemand wusste wo er steckte. Er lag nicht im Krankenzimmer, er betete nicht in der Kapelle, er spazierte nicht am See, er war reinweg verduftet. „Der Aermste wird sich doch nicht etwas Böses angetan haben!“ jammerten die Professoren. Ei, wie mussten wir ins Fäustchen lachen. Etwas Gutes hatte er sich verschafft, die Freiheit von der Schulbank. Er war einfach ausgerissen und spät abends daheim in Luzern, ohne Hut, voll Hunger und mit dem Schwur angelangt, dass er lieber sterben als noch ein einziges lateinisches Verb konjugieren wolle.

Als die Professoren das hörten, atmeten sie auf. Aber der unheilwitternde, immer bedenkliche Herr Othmar sagte düster: „Wir werden von diesem Bürschchen noch hören!“

Und wirklich, nach einer langen gesunden Stille hörten wir von ihm. Sein voller Name mit Alter und Hausadresse stand in der grossen Luzerner Tageszeitung. Da war kein Irrtum möglich. Das Blatt ging am Professorentische von Hand zu Hand. „Was hat der Spitzbub verbrochen?“ fragte Othmar schwermütig. „Ich wusste es ja, er werde noch...“

Nein, das wusste er nicht. Dieser Gasthofjunge hatte sich frech in die wilde Reuss gestürzt, war untergetaucht, wie ein Hecht, trug ein Kind in den Zähnen und focht sich auf Tod und Leben durch die Strudel ans Land, während grosse starke Bootsleute am Ufer standen und noch nicht die Schiffskette losgewunden hatten.

„Hm“, sagte der Rektor, „er hat bei uns studiert!“

Herr Othmar aber senkte bescheiden den grauen Kopf und gestand: „Gott, man lernt doch nie aus.“

„Das geht nun für den schönsten Accusativ“, lobte Philippus.

Jawohl, wir Studenten hatten die Taschen voll Bleistifte und Heften und wussten den Dativ genau vom Accusativ zu unterscheiden. Aber ein Menschenleben hatten wir noch nicht gerettet. Diesen Accusativ brachten wir nicht zuweg.

## Kleine Beiträge.

### Pädagogischer Brief aus Deutschland.

Unter den zahlreichen pädagogischen Tagungen, die der Herbst brachte, scheinen mir zwei von besonderer Bedeutung zu sein.

Zunächst die Haupttagung des „Bundes Entschiedener Schulreformer“ vom 29. September bis 2. Oktober zu Dresden. Dieser Bund, geschaffen und geleitet von dem Studienrat Prof. Paul Oestreich in Berlin-Friedenau, ist der am energischsten auf tiefgreifende Umgestaltung des gegenwärtigen Bildungswesen hindrängende, pädagogischer Richtung.

Er umfasst zahlreiche Ortsgruppen und hat sein Organ in der Monatsschrift „Die Neue Erziehung“. In der Schulorganisation erstrebt er vor allem eine „elastische Einheitsschule“; in ihr soll nur ein gewisser Kernunterricht für alle verbindlich sein; die übrigen Fächer sollen sich die Schüler je nach Neigung, Begabung und künftigem Beruf selbst wählen können.

Als Thema der Herbsttagung hatte man gewählt: „Beruf — Mensch — Schule“. (Unter diesem Titel werden die auf der Tagung gehaltenen Vorträge in Kürze im „Neuen Frankfurter Verlag“, Frankfurt a. M. erscheinen.)